

Titel: Über das, was unbeeinflusst wächst

Predigttext: Mk 4,26-29

Pfarrer: Gerson Raabe

Datum: München, den 19.02.2017, Sexagesimae



In der Regel behalten wir die Dinge ganz gerne unter Kontrolle. Schon die gegenteilige Formulierung lässt viel deutlich werden: „nicht unter Kontrolle“, „außer Kontrolle geraten“. Letzteres kann von „unangenehm“ bis zu „dramatisch“ reichen, deswegen behalten wir die Dinge gerne unter Kontrolle.

Zu dem Umfeld, dass wir Dinge ganz gerne unter Kontrolle behalten, gehört auch, dass wir es oftmals als unangenehm empfinden, wenn wir keinen Einfluss ausüben können, jedenfalls gilt das für die Dinge, die uns etwas angehen. Auf dasjenige, was mit uns zu tun hat, was uns etwas angeht, wollen wir Einfluss nehmen können, wollen wir Zugriff haben.

Das gilt für die Menschen, die uns nahestehen ebenso wie für unser berufliches Umfeld, das gilt für Freizeit und Familie ebenso, wie für die Dinge, die uns direkt umgeben, Wohnung, Auto und was sonst noch. Ungern lasse ich mich konfrontieren: Das ist jetzt so! Ich will Einfluss nehmen, will mitgestalten, will mir die Dinge einrichten.

Und es gehört in vielen Fällen ja auch zur Verantwortung einer jeden / eines jeden Einzelnen Einfluss zu nehmen. Mit Fug und Recht können wir sagen: Verantwortung wahrnehmen heißt Einfluss ausüben.

Anschaulich wird dies etwa bei der Erziehung unserer Kinder. Elternsein bedeutet Verantwortung übernehmen. Und es ist in der zuständigen Wissenschaft bekanntermaßen seit langer Zeit durchaus auch umstritten, wie wir hier Verantwortung wahrnehmen sollen oder können oder müssen oder wie auch immer.

Manches hat sich in den letzten Jahrzehnten gerade auch auf diesem Feld verschoben. Der autoritäre Erziehungsstil, der noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts gang und gäbe war, hat sich erübrigt – „zum Glück“, muss man ja sagen. Doch auch der Gegenentwurf, der so genannte Laissez-faire Erziehungsstil, der dann in den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts in die antiautoritäre Erziehung weitergeführt wurde, gilt gegenwärtig eher als „von gestern“.

„Kinder brauchen Vorbilder, Kinder brauchen Werte, an denen sie sich orientieren können“, so oder so ähnlich lauten Forderungen gegenwärtiger pädagogischer Konzepte. Und so krepeln manche Eltern die Ärmel hoch, um dem Filius ein ordentliches Vorbild zu sein.

Andere finden es hipp der Tochter, dem Sohnmann die beste Freundin, der beste Freund zu sein und lassen sich mit ihrem Vornamen anreden: „Ich bin der Harald, ich die Gabi“ oder wie auch immer. Wir nehmen Einfluss auf unsere heranwachsenden Kinder.

Wenden wir uns dem Gleichnis Jesu zu, dann liegt genau darin nicht der Vergleichspunkt. Daher heißt diese Gleichnisrede auch das Gleichnis von der „selbstwachsenden Saat“. Das Thema dieser Gleichnisrede gehört gewissermaßen zu den Lieblingsthemen des Mannes aus Nazareth. Immer und immer wieder hat er das Bild vom Wachsen der Saat aufgegriffen.

Wir kennen etwa die Bildreden vom so genannten vierfachen Ackerfeld: „Einiges fiel auf den Weg, einiges unter die Dornen, einiges auf steinigem Grund und wieder einiges auf fruchtbarem Boden.“ Oder: Das Gleichnis vom Senfkorn: Klein, wie ein Senfkorn und doch, nachdem es ausgewachsen ist, eine mächtige Staude, der Senfbaum.

Diesmal geht es darum, dass das Aufwachsen des Weizens mit dem „Reich Gottes“ verglichen wird. Diese Predigt vom „Reich Gottes“ zieht sich wie ein roter Faden durch die Verkündigung des Nazareners. Ja, viele neutestamentliche Wissenschaftler sehen darin das eigentliche Anliegen Jesu von Nazareth. Das war sein Thema: Wie ist das eigentlich mit dem Reich Gottes?

Diesmal also: Mit dem Reich Gottes ist es wie mit der selbstwachsenden Saat, die schließlich den Weizen auf dem Feld erblühen lässt. Zunächst einmal gilt es festzuhalten, dass Jesus entscheidenden Wert darauf legt, dass der Weizen – wie bereits gesagt – von selbst wächst.

Der Bauer „schläft und steht auf, Nacht und Tag; und der Samen geht auf und wächst – er – der Bauer – weiß nicht wie.“ Hier wären alternative Betrachtungsweisen vorstellbar: Etwa das Düngen oder noch grundsätzli-

cher: Die Beschaffenheit des Bodens – von der Jesus bei seinem Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld ja im Übrigen selbst Gebrauch macht – kann Wachstum beeinflussen.

Aber in unserem Fall schließt Jesus eine mögliche Einflussnahme strikt aus. Auf das Wachsen des Weizens hat der Bauer keinen Einfluss. Das Wachsen entzieht sich absolut seiner Kontrolle. Wohl ist ihm dabei nicht, denn dass der Weizen von selbst und nur von selbst wächst, kann auch bedeuten, dass er eben nicht wächst.

Damit zur Bildebene: Ob das Reich Gottes wächst oder nicht, entzieht sich vollständig jeder möglichen Einflussnahme. Lassen wir zunächst einmal offen, was wir unter „Reich Gottes“ genauer verstehen wollen. Lassen wir offen, ob das Reich Gottes die Kirche ist oder ob es den Glauben meint. Fest steht zunächst: Auf sein Wachsen haben wir keinen Einfluss.

Damit ist aber klar, dass die vorzugsweise in evangelikalen Kreisen vorkommende Formulierung vom Bauen des Reiches Gottes oder vom Bauen der Gemeinde an der Sache vorbei geht. Man kann das Reich Gottes, man kann die Kirche nicht bauen.

Zugespißt gesagt: Manche haben das auch immer wieder als Erfahrung der eigenen Ohnmacht erlebt, dass sie beim Wachsen untätig bleiben mussten oder gar zur Untätigkeit verdonnert waren. Wie gerne hätte man doch Einfluss darauf genommen – etwa auf eine bestimmte ökologische oder eine bestimmte politische Grundausrichtung. Auch hätte man matriarchalische Strukturen gerne deutlich vor patriarchalischen gesehen. Aber einfach wachsen lassen? Was soll dabei herauskommen?

Anders gesagt: Wie das Reich Gottes wird, darauf können wir keinen Einfluss ausüben. Das entzieht sich unserer Kontrolle. Das können wir nicht machen. Und genau das fällt in Zeiten, in denen für uns doch so viel „machbar“ erscheint, schwer.

Andererseits: Gott sei Dank, dass wir das Reich Gottes nicht bauen können! Gott sei Dank! Stellen Sie sich doch nur einmal vor, wer alles nicht im Reich Gottes wäre, wenn Sie etwas zu sagen hätten. Oder umgekehrt: Sie wären bestimmt nicht mit von der Part, wenn die oder der festlegen würde, wer dabei ist und wer nicht.

Um die Sache einerseits konkreter fassen zu können und sie dabei andererseits möglichst offen zu halten: Lassen Sie uns das Reich Gottes vergleichen mit dem, was Luther die unsichtbare Kirche genannt hat. Die un-

sichtbare Kirche war ihm die wahre Kirche. In ihr sind die Menschen, die die Botschaft des Nazareners angerührt hat.

Das kann über Konfessions-, ja sogar Religionsgrenzen hinausreichen. Das reicht jedenfalls über politische, ökologische, soziologische und sonstige Grenzen hinaus. Und wer zu dieser Gemeinschaft gehört und wie diese Gemeinschaft wächst, das entzieht sich unserer Kontrolle! Gott sein Dank!

Wenn wir an dieser Stelle die berühmte und immer wieder zitierte Übersetzung Martin Luthers hinzunehmen, mit der er Jesu Antwort auf die Frage des Pharisäers wiedergibt, wo denn das Reich Gottes sei – Luther übersetzt: „Siehe das Reich Gottes kann man nicht sehen. Man kann nicht sagen hier ist oder dort ist es. Denn das Reich Gottes ist innwendig in euch.“ – dann muss man gar sagen, dass selbst das Glaubensleben eines Einzelnen sich unserer Einflussnahme, unserer Kontrolle entzieht.

Das ist einerseits eine wichtige Erkenntnis. Denn aus ihr folgt, dass – jedenfalls nach unserem evangelischen Verständnis – jede und jeder für seinen Glauben selbst verantwortlich ist. Andererseits ist hier auch eine gewisse Vorsicht geboten, denn es ist wohl auch nicht falsch, wenn wir zugestehen, dass Religion und Glaube mit Bildung zu tun haben. Man muss schon auch etwas darüber wissen, um was es in Religion oder Glaube geht.

Wenn wir uns dem individuellen Glauben als Reich Gottes zuwenden, ergibt sich noch eine wichtige Einsicht. Das Saatkorn sieht ja gänzlich anders aus als der spießende Halm. Und der spießende Halm unterscheidet sich ganz und gar von dem, aus dem dann die Ähren wachsen, und die Ähren sind erst zu erkennen, wenn die Pflanze ausgewachsen ist.

Das bedeutet, dass sich Veränderungen vollziehen, die – wenn man den fertigen Weizen nicht kennt – man gar nicht vorhersehen kann. Weit gefehlt, wenn jemand denken würde: „Ah, ein grüner Halm! Der Weizen ist also aufgegangen! Lasst uns ernten!“ Oder zu einem späteren Zeitpunkt, an dem die Ähren noch nicht gereift sind: „Jetzt aber ist der Weizen da!“

Nein! Es werden noch Entwicklungen stattfinden, die Sie vielleicht gar nicht für möglich gehalten haben, bis der volle Weizen auf dem Feld steht. Und manche Kommentare gehen eben total an der Sache vorbei, wie z.B. „Der junge Halm war doch so schön zart und grün. Diese jetzt ins gelbliche gehende borstige Pflanze gefällt mir gar nicht!“

Wachsen heißt Veränderung. Der Glaube und die Gemeinschaft, die ewig jener hübsche grüne Halm bleiben will, wird nicht tragen. Wachsen heißt

auch absterben. So manches müssen wir hinter uns lassen, weil es eben zu früheren Phasen des Wachstums gehört.

Und auch die andere Richtung will bedacht werden: Wir müssen Veränderungen zulassen. Keiner hat das Recht zu sagen: So und jetzt Stopp! Jetzt ist aber gut! Bitte nicht weiter wachsen! Es reicht! „... und schläft und aufsteht, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er – der Bauer – weiß nicht wie.“ Keiner hat das Recht zu urteilen: „Das gehört aber zu einem gesunden Halm nicht hinzu!“ Keiner kann beschneiden oder daran ziehen, damit schneller wächst, was sich nach und nach entwickelt.

Und zum Schluss wollen wir diesen letztlich widersinnigen Gedanken nicht außen vorlassen: „Wenn aber die Frucht gebracht wurde, so schickt er alsbald die Sichel hin; denn die Ernte ist da.“ Am Schluss steht die Ernte. Und dann wird der Weizen geschnitten. Und dann muss in die Erde, damit neues entsteht. „Korn, das in die Erde, in den Tod versinkt“ – so singen wir – „Keim, der aus dem Acker in den Morgen dringt. Liebe lebt auf, die längst erstorben schien: Liebe wächst wie Weizen, und ihr Halm ist grün.“

„Die längst erstorben schien“, formuliert der Dichter. Trotz diesem „Schein“ verbinden wir mit dem Korn, das in die Erde fällt, das Bild, dass aus dem Tod neues Leben entsteht. Ein Geheimnis, das uns Menschen seit altersher bewegt und das ja auch in unserer Religion zu grundlegender Bedeutung gefunden hat, wenn wir an das Kreuz denken.

Doch nicht nur das Kreuz, auch mein eigenes Leben gerät in dieses Geheimnis. Eben auch als Korn, das in die Erde fällt. Doch im Lichte des Mannes aus Nazareth bleibt es das Leben, welches das letzte Wort hat. Wie es Paulus schreibt: „Denn Christus ist mein Leben und Sterben, mein Gewinn.“ Denn – so könnten wir fortfahren – : Sterben ist mein Gewinn, denn auch wenn wir gestorben sind, sind wir in Christus. Er ist unser Leben, jetzt und in alle Ewigkeit. Amen.